

Kapitel 1

Mein geliebtes Zuhause

Eines meiner wertvollsten Besitztümer ist ein kleines beschädigtes Foto, das mich als sieben Jahre altes Mädchen zeigt. Alles was meiner Familie gehörte, wurde in dem Völkermord zerstört, der 1994 einhundert Tage lang in meiner Heimat Ruanda wütete.

Das Bild gehörte einem meiner Onkel und er hat es mir später geschenkt. Es zeigt mich, wie ich zuhause vor unserer Bananenplantage stehe. Ich trage ein einfaches weißes Kleid mit blauen Blumen, das meine Mutter für mich genäht hat. Mein Haar ist kurz geschoren, wie die Schulregeln es verlangten. Ich schaue ziemlich ernst drein, obwohl ich mich noch daran erinnere, dass ich mich zu einem Lächeln zwingen wollte, aber ich war zu sehr mit dem beschäftigt, was mich erwartete. Ich mag das Foto, weil es mir so viele Erinnerungen schenkt.

Erstens, der Anlass. Das Foto wurde von meinem Onkel gemacht, der mich ständig aufforderte zu lächeln – aber ich machte mir eher Gedanken um meine Mutter, die hinter der Kamera stand. Sie war wütend auf mich, denn die letzte Nacht hatte ich – nicht zum ersten und auch nicht zum letzten Mal – bei meinen Großeltern verbracht, ohne meiner Mutter Bescheid zu sagen. Und gleich nach dem Fototermin musste ich mich ihr stellen. Meine Mutter, Primitive Bamurange, war streng auf Disziplin bedacht, aber sie war dennoch sehr liebevoll. Mein Vater, Bernard Munyabitare, arbeitete weit weg und kam häufig erst nachts nach

Hause oder nur am Wochenende. So war es vor allem meine Mutter, die für unsere Familie eine heimelige Umgebung schuf und dadurch meine frühe Kindheit so glücklich machte. Die Bestrafung würde nicht auf sich warten lassen, das wusste ich, aber danach wäre mein Fehltritt schnell vergessen und es würde alles wieder seinen gewohnten Gang gehen.

Zweitens, der Mensch, der ich war. Ich war ein ernsthaftes Kind, mit meinen Pflichten wohl überlastet, aber voller Kraft und Lebensfreude. Ich war eine gescheite und gewissenhafte Schülerin – eine der besten in meiner Klasse, obwohl ich ein Jahr jünger war als die anderen Kinder – und die schnellste Läuferin. Ich griff alles auf, was mir das Leben bot, und mit Eltern, die Wert darauf legten, ihren Kindern einen möglichst guten Start ins Leben zu ermöglichen, hatte ich eine großartige Zukunft vor mir.

Drittens, das Beste von allem, die Familie, die ich liebte. Zu diesem Zeitpunkt (1987) bestand meine Familie aus Mama und Papa, César (9 Jahre alt), mir (7 Jahre alt), Alestide (4 Jahre alt) und Régis (2 Jahre alt), der mein Lieblingsbruder war. Bevor er zur Welt kam, hatte ich mir so sehr ein Baby gewünscht, um das ich mich kümmern konnte, dass ich meiner Mutter ständig damit auf die Nerven ging, sie solle mir doch ein kleines Geschwisterchen „besorgen“. Als Régis dann geboren wurde, überschüttete ich ihn mit all meiner Fürsorge und Zuneigung. Ich hatte zwar auch noch eine Schwester, Solange, – sie war Césars Zwillingsschwester – aber sie lebte bei meinen Großeltern auf der gegenüberliegenden Seite des Tals.

Als ich 1980 geboren wurde, waren Kiki und Mimi, wie die Zwillinge genannt wurden, ganz außer sich. Sie hatten Angst, dass dieses neue Baby jetzt alle Zuneigungen unserer Eltern bekommen und nichts davon für sie übrig bleiben würde. Sie wollten, dass man mich wieder zurück in das Krankenhaus bringt, aus dem ich gekommen war. Ihre Eifersucht war dermaßen intensiv und ihr Quengeln von solcher Ausdauer, dass meine Großmutter entschied, die Zwillinge mit zu sich zu nehmen, was auch für meine Mutter, die sich um drei Kinder unter zwei Jahren kümmern muss-

te, eine große Hilfe war. Als dann Alestide geboren wurde, entschied sich Kiki, zurück nach Hause zu kommen, nun da er einen Bruder zum Spielen haben würde, aber Mimi blieb bei meinen Großeltern. Wir sahen sie oft, da unsere Häuser nicht weit voneinander entfernt lagen, aber es bedeutete, dass ich das einzige Mädchen zu Hause war.

Meine Eltern waren beide hart arbeitende Menschen mit vielen Fähigkeiten und sie ermöglichten uns so einen guten Lebensstandard. Mein Vater war Geschäftsmann und arbeitete die meiste Zeit in Kigali, Ruandas Hauptstadt. Kigali liegt etwa achtzig Kilometer von unserem Wohnort entfernt. Mein Vater führte dort einen Großhandel und lieferte gebrauchte Kleidung an Markthändler. Als Nebenjob nutzte er sein kleines Auto als Taxi. Neben unserem traditionellen Lehmziegelhaus, das er über die Jahre ständig erweiterte, baute Papa noch drei weitere Häuser – eines im Kongo, eines in unserer kleinen Stadt Nyanza und eines in Kigali, die er vermietete.

Man könnte meinen Vater als eine Art Unternehmer beschreiben. Aber sein Geschäftssinn verband sich mit einem sehr großzügigen Herzen. Ich erinnere mich an viele Gelegenheiten, wo unsere Nachbarn sonntags, wenn sie wussten, dass mein Vater übers Wochenende nach Hause gekommen war, zu uns hinüber kamen und meinen Vater um Geld baten, dass sie brauchten, um ihre Kinder im Krankenhaus behandeln zu lassen oder zur Schule schicken zu können oder für irgendein anderes Problem, das sie vielleicht hatten. Solch eine Großzügigkeit hatte er von seinem eigenen Vater gelernt.

Auch meine Mutter war ein sehr geschäftiger Mensch. Neben dem Haushalt und der Plantage und den Kühen, Ziegen, Schafen, Hühnern, Enten und Puten, um die sie sich mit Hilfe eines Hausjungen und eines Hausmädchens kümmerte, probierte sie verschiedene geldbringende Geschäftsideen aus. Eine davon war ein kleiner Laden in einem Zimmer unseres Hauses, das eine Tür zur Straße hin hatte. Hier verkaufte sie überschüssiges Gemüse von unseren Feldern wie Maniok, Kohl, Auberginen und Avocados,

aber auch andere Haushaltsdinge wie Salz, Zucker, Reis, Seife und Petroleum. Sie führte auch ein Friseurgeschäft, das einen beständigen Zulauf von Frauen in unser Haus brachte.

Meine Mutter liebte die Menschen und setzte großes Vertrauen in sie, weshalb sie dann auch viele ihrer Dienste kostenlos verrichtete und daher auch nie viel Geld damit verdiente. Aber wir hatten zu Hause dennoch alles was wir brauchten, da mein Vater hart arbeitete, um das finanzielle Auskommen seiner Familie zu sichern. „Heute arbeite ich für euch“, sagte er oft, „aber wenn ihr älter seid, werdet ihr für euch selbst sorgen.“ Mein Vater zeigte nicht unbedingt seine Gefühle, aber wir Kinder wussten alle, dass er uns liebte.

Meine Eltern waren Stützen unserer Ortsgemeinde. Durch ihre harte Arbeit und durch ihren Geschäftssinn ging es ihnen vielleicht besser als unseren Nachbarn, aber ihr Wohlstand war durch die Offenherzigkeit, die sie lebten, nie ein Hindernis. Unsere Nachbarn arbeiteten in unserer Plantage. Als der Sohn unserer Nachbarn ein Baby bekam, ließ mein Vater ihm eine seiner Kühe, damit das Baby immer frische Milch bekam. Als die Kuh später ein Kalb bekam, schenkte mein Vater es ihm.

Ebenso wie in mein eigenes Zuhause liebte ich das Haus meiner frommen Großeltern, Stephan Munyabitare und Margaret Mukamajoro. Wenn man bei ihnen übernachtete, kam man garantiert erst sehr spät ins Bett – und das einzig wegen der langen Gebete meines Großvaters. Kam man abends in Stephan Munyabitares Haus, so war es ein ungeschriebenes Gesetz, dass vor dem Schlafengehen gebetet wurde. Die ganze Familie nahm daran teil, ebenso die Angestellten der Familie und alle Gäste des Hauses. Für ein sieben Jahre altes Mädchen konnte das sehr ermüdend sein, aber das hielt mich nie davon ab, dort sein zu wollen. Ich liebte meinen Großvater. Er besaß eine große Integrität und ein weites Herz für alle Sorten von Menschen.

Jedes Mal, wenn ich zu Großvaters Haus ging, warteten Leute auf den Stufen vor dem Haus darauf, dass er herauskam, damit sie ihn um Geld bitten konnten. Als Lehrer war er sicher besser ge-

stellt als viele andere, aber er gab, weil er das Herz hatte zu geben. Er war ein guter Mensch, sehr freundlich und sehr liebevoll. Die Leute baten ihn oft um seinen Rat, besonders Ehepaare, die Probleme miteinander hatten. Großvater liebte Bücher, aber vor allem liebte er seine Bibel, in der er immer las. Manchmal versammelten sich abends Leute vor seinem Haus, damit er sie Gottes Wort lehrte. Er engagierte sich in seiner katholischen Kirchengemeinde und leitete einen wöchentlichen Hauskreis, in dem die Bibel gelesen und gebetet wurde.

Auch uns Enkelkindern erzählte Großvater oft von Gott. Wenn wir an einem Sonntag nicht in die Kirche gegangen waren, fragte er uns nach dem Grund. Er lehrte uns, niemals zu lügen und niemals zu stehlen und erklärte uns die Zehn Gebote auf eine Art und Weise, das wir sie wirklich nachvollziehen konnten. Er lehrte uns sowohl durch das Wort, als auch durch die Tat, wie ich am eigenen Leibe erfahren musste. Ich erinnere mich daran, wie ich eines Tages den Tennisball einer Freundin nahm, ohne dass sie davon wusste.

Ich wollte damit spielen, aber mir wurde auch klar, dass ich in ernsthafte Schwierigkeiten mit meiner Mutter geraten würde, wenn ich dazu nach Hause ginge, also ging ich zum Haus meiner Großeltern – auch bei dieser Gelegenheit, ohne meine Mutter um Erlaubnis zu fragen. Ich spielte gerade schön mit dem Ball, als mein Großvater von der Arbeit nach Hause kam und mich überraschte. Ich versuchte, den Ball zu verstecken, aber er fragte mich: „Was versteckst du da?“

„Nichts“, log ich.

„Ich weiß doch, dass du etwas versteckst“, sagte er, schnappte mich und fand den Ball in meiner Tasche, wo ich versucht hatte, ihn zu verstecken. Er wollte wissen, wo ich den Ball herhatte, und ich sagte ihm, dass meine Freundin ihn mir geborgt hätte, damit ich damit spielen könnte.

„Weiß deine Mutter, dass du hier bist und dass du diesen Ball hast?“, wollte er dann von mir wissen.

„Ja“, log ich wieder.

Obwohl es schon spät war und er noch nicht einmal seine Taschen abgelegt hatte, brachte er mich geradewegs nach Hause. Als sich herausstellte, dass ich den Ball gestohlen hatte, züchtigte er mich mit dem Stock und ließ mich den Ball noch in derselben Nacht zu meiner Freundin zurückbringen. Ich wusste, dass ich falsch gehandelt hatte und akzeptierte meine Strafe.

Im Alter von sieben Jahren hatte ich bereits ein Jahr lang die Schule besucht. Normalerweise kamen Kinder erst mit sieben Jahren in die Schule, aber als ich meinen älteren Bruder jeden Tag in die Schule gehen sah, wollte ich unbedingt auch mitgehen. Als ich sechs wurde, bat mein Vater meinen Großvater, seinen Einfluss als Lehrer geltend zu machen und den Schulleiter zu überzeugen, mich bereits ein Jahr eher einzuschulen. Ich war sehr glücklich und aufgeregt, mit der Schule beginnen zu können, auch wenn es wehtat, meine beiden jüngeren Brüder fröhlich spielend zu Hause zurückzulassen. Man brauchte eine Stunde Fußweg bis zur *Ecole Primaire de Nyakabuye*, aber meinem Bruder und mir machte das nichts aus, denn viele Kinder aus unserem Dorf waren auf der selben Schule und wir gingen alle zusammen.

Die Kette plappernder Kinder in blauen Schulkleidern und in blauen Hemden und kakifarbenen Hosen zog lärmend über die Pfade, die Hügel hinauf, die Hügel hinab und durch die Wälder, manchmal in sengender Hitze und ein andermal im strömenden Platzregen der Regenzeit. Wir wussten, dass wir uns glücklich schätzen durften. Viele Eltern konnten es sich nicht leisten, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Unsere Mutter gab uns strenge Anweisungen, nie auf dem Schulweg anzuhalten und zu spielen und auch nie Essen von einem Fremden anzunehmen, denn wir mussten ein Gebiet durchqueren, das für seine Hexerei bekannt war und zu dieser Zeit waren einige Kinder vergiftet worden.

Mit dem Beginn meiner Schulzeit endete in mehrfacher Hinsicht die sorgenfreie Zeit meiner Kindheit, denn als ich etwa sechseinhalb Jahre alt war, sagte meine Mutter, dass ich nun groß genug sei, um eine ganze Menge Arbeiten im Haushalt zu übernehmen. In der Schulzeit verließ ich das Haus schon früh, denn jeden

Morgen ging ich aus freien Stücken in die Sechsuhrmesse der römisch-katholischen Kirche, wo ich Messdienerin war. Obwohl die Kirche in der Nähe meiner Schule lag, musste ich doch schnell laufen, um noch pünktlich um halb acht zum Unterricht zu erscheinen, denn Kinder, die zu spät kamen, wurden hart bestraft. Ich tat dies barfuss, da wir keine Schuhe tragen durften, damit die ärmeren Kinder nicht benachteiligt waren.

Wenn mittags die Schule aus war, bestritten wir den Einstundenmarsch zurück nach Hause und dann mussten meine Brüder und ich das Gemüse und die Blumen in dem leicht abfallenden Garten meiner Mutter bewässern, was bedeutete, dass wir Wasser von der fünf Kilometer entfernten Wasserstelle holen mussten. Wir versuchten, uns den Weg zu ersparen und einen Bach zu finden, aus dem wir das Wasser holen konnten. Es war immer eine große Erleichterung, wenn Regenzeit war! Nach dem Gießen musste ich mich einem ganzen Berg von Geschirr stellen, der schon in der Küche auf meine Rückkunft wartete, während meine Brüder spielten. Und danach musste ich mich an meine Hausaufgaben setzen.

Schlimmer zu ertragen waren meine Verpflichtungen in den Schulferien, wenn von mir, als einzigem Mädchen im Haus, erwartet wurde, dass ich die Hausarbeiten erledigte, während meine Brüder Fußball spielten oder unsere Cousins oder ihre Freunde besuchten, und wenn unsere Angestellten, die diese Arbeiten normalerweise machten, frei hatten.

„Das ist nicht fair“, beschwerte ich mich bei meiner Mutter. „Warum kann ich nicht rausgehen und spielen wie César und Alestide?“

„Du bist hier das einzige Mädchen“, pflegte sie dann zu sagen. „Ich will sicher sein, dass du in der Lage bist, für deine Brüder zu sorgen, falls mir etwas zustößt. Außerdem möchte ich ganz bestimmt nicht, dass du zu einem dieser albernen Mädchen wirst, die zu nichts nütze sind.“

Der Gedanke, dass sie wirklich sterben könnte, beunruhigte mich und ich fragte sie einmal: „Mama, bist du krank?“

„Nein“, antwortete sie. „Aber wenn es andere Leute erwischt, kann es mir genauso gut passieren.“

Ich war geschockt von ihrer Antwort und betete fortan, dass Gott mich nie den Tod eines meiner Familienmitglieder würde erleben lassen, sondern dass ich vor ihnen sterben würde.

Während meine Brüder also ihren Spaß hatten, stapfte ich die fünf mühsamen Kilometer zur Wasserstelle mit einem Eimer voller Kleider auf meinem Kopf und einem Blechkanister in der Hand. Auf dem Rückweg trug ich nun zu der sauberen Wäsche den Blechkanister, vollgefüllt mit Wasser, das ich brauchen würde, um das Haus sauber zu machen und das Abendessen zu kochen. Die Wasserstelle befand sich an einem recht abgelegenen Platz im Tal und ich war nicht gerne allein dort. Die Leute sprachen von Schlangen, die sie dort gesehen hatten und ich war ständig angespannt, in der Annahme, mir könnte eine Schlange begegnen. Glücklicherweise begegneten mir aber nur tote Exemplare. An manchen Tagen wurde mir meine Aufgabe etwas leichter durch die Begleitung eines achtjährigen Mädchens aus der Nachbarschaft, das mitkam, um die Wäsche ihrer Familie zu waschen. Wenigstens konnten wir uns dann bei der Arbeit unterhalten und der Platz, an dem wir wuschen, schien nicht ganz so unheimlich und der Weg zurück nicht ganz so lang. Hatte ich nicht alle Aufgaben erledigt, die meine Mutter mir auftrug, bekam ich ernsthafte Prügel.

Ich hasste es, zu Hause zu bleiben, während meine Brüder den ganzen Spaß hatten. Ich hasste es, das einzige Mädchen zu Hause zu sein, und wünschte mir, meine Schwester Mimi würde zurück nach Hause zurückkommen und mir helfen. Sie hatte solches Glück, bei unseren Großeltern und Papas Zwillingsschwestern, Martha und Mary zu leben, die Anfang Zwanzig waren. Ich war so oft eifersüchtig auf das komfortable Leben, das sie führen konnte und dachte im Stillen, dass sie ganz verwöhnt sei. So oft wünschte ich mir, ein Junge zu sein, denn mir schien es damals offensichtlich, dass es besser war ein Junge zu sein als ein Mädchen.

Wenn mir alles zu viel wurde, weinte ich mir die Augen aus und bat und bettelte bei meiner Mutter, mir etwas Zeit zum Spielen

zu geben. Manchmal legte sie dann ihre Hand auf meinen Arm und sagte: „Es ist nicht, weil ich dich nicht lieb hätte, dass ich dich so behandle. Es ist, weil ich dir beibringen möchte, wie du diese Dinge richtig erledigst.“ Ab und zu gab sie mir einen oder zwei Tage frei, um mit meinen Cousins oder Freunden zu spielen, aber danach ging ich umso widerwilliger an meine Hausarbeit zurück oder zögerte meinen Aufenthalt bei meinen Freunden länger hinaus, als es mit meiner Mutter vereinbart war, sodass mich zu Hause dann wieder Strafen erwarteten.

Wann immer ich die Chance bekam zu spielen, zog ich es vor, mit Jungen statt mit Mädchen zu spielen. Ich spielte Fußball mit meinen Brüdern und fuhr mit dem Fahrrad, das wir alle teilten. Natürlich stritten wir auch manchmal miteinander, so wie alle Kinder das tun, aber zwischen mir und meinen Brüdern gab es eine tiefe und liebevolle Verbundenheit, besonders mir Régis. Régis war ein liebes Kind.

Er war verrückt nach Kühen und wollte Hirte werden, wenn er groß sein würde. Wir sollten ständig die Rolle von Kühen übernehmen, so dass er uns herumtreiben konnte, und er weinte, wenn wir nicht mitspielen wollten. Als Witzbold der Familie brachte Alestide uns ständig zum Lachen und war sehr beliebt unter den Jungs in der Schule. Körperlich war er nicht sehr stark und er bekam oft Malaria oder andere Krankheiten.

Da unser Vater regelmäßig fort war, trat mein ältester Bruder César gerne in seine Fußstapfen, eine Rolle, in der meine Mutter ihn bestärkte. Er liebte es, der „große Mann“ zu sein und zum Markt zu gehen und die Einkäufe zu erledigen und in der Schule war er unser großer Beschützer. Jeden Tag passte er auf, dass wir alle sicher von der Schule nach Hause kamen, besonders in der Regenzeit, wenn die Flüsse angeschwollen und sehr gefährlich waren.

Ich für meinen Teil liebte es, meine Brüder zu bemuttern und achtete beispielsweise darauf, dass sie ihre Pullover mit in die Schule nahmen, für den Fall, dass es regnete und ich trieb sie zur Eile an, damit wir nicht zu spät kamen.

Damals ärgerte ich mich darüber, dass ich das einzige Mädchen war und so viel Hausarbeit tun musste, aber rückblickend kann ich sehen, dass meine Mutter mich durch das frühe Üben mit den Fähigkeiten ausgestattet hat, die ich brauchte, um in den Zeiten, die vor mir lagen, überleben zu können.

* * *

Ich wünschte, ich könnte Sie mit zurücknehmen in das Foto, das ich Ihnen beschrieben habe, zu gerne würde ich Ihnen zumindest einen Hauch der Schönheit und der Ruhe meiner entschwundenen Heimat vermitteln, geborgen in den Hügeln. Ruanda wird das Land der tausend Hügel genannt und wenn ich aus meinem Zuhause blickte, sah ich sanft ansteigende Hügel sich in alle Richtungen ausdehnen. Sie waren saftig und grün und bildeten die perfekte Umgebung für unsere ländliche, bäuerliche Gemeinschaft.

Versprenkelt über die Hügel, weit verstreut, lagen die kleinen Lehmziegelhäuser unserer Nachbarn mit ihren Ziegeldächern. Abhängig von der Größe ihres Landes, hatte jede Familie eine kleine Plantage, auf der sie Maniok, Mais, Bananen, Bohnen und Tomaten zum Essen anbaute. Für viele war dies die einzige Einnahmequelle und sie waren dankbar, wenn sich ihnen die Gelegenheit bot, für Leute mit mehr Land zu arbeiten, wie für meinen Vater und meinen Großvater und wenn sie etwas dazuverdienen konnten, um ihr Einkommen aufzubessern.

Von unserem Haus aus konnte man rechts im Tal Feleccitas' winziges Haus sehen und links, weiter oben in der Kurve, in einer Gruppe aus drei einfachen Häusern, lag das Haus von Vitale, der in meiner Geschichte noch eine große Rolle spielen wird.

Hoch oben auf der gegenüberliegenden Seite unseres Tals konnte man das Haus meines Großvaters erkennen. Um dort hinzugelangen, gingen wir vorbei an dem riesigen Avocadobaum (vor dem ich auf dem Foto stehe), vorbei an Mutters ausgedehnter Bananenplantage, vorbei an den Maniokpflanzen und den Süß-

kartoffeln, dann vorbei an der Stelle, wo meine Mutter ihre Tomaten, Auberginen und ihren Kohl anpflanzte – und wo mein Vater einen beträchtlichen Teich ausgegraben hatte, um darin Fische zum Essen zu züchten – wir gingen über den kleinen Fluss ins Tal und begannen dann den langsamen, gewundenen Aufstieg auf der anderen Seite. Wir hassten diesen Aufstieg und als Kinder standen wir in langer Reihe und schoben uns gegenseitig hoch, aber das war es wert, denn uns erwarteten stets ein warmes Willkommen und zuverlässig eine selbstgekochte Mahlzeit. Das Essen meiner Großmutter schien immer so viel besser zu schmecken als das Essen zu Hause – sehr zum Ärger meiner Mutter.

In diesen Tagen meiner Kindheit kannten wir in Ruanda keine Angst. Die Gemeinschaft war eins. Unsere Nachbarn waren unsere Freunde. Die Hügel hallten wider von den Stimmen meiner Brüder – Hügel tragen Klänge über Kilometer weit – wenn sie in der Nähe auf einer Wiese des Tals Fußball spielten oder im Fischteich meines Vaters schwammen. Es war zwar nicht leicht, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, aber die Gemeinschaft hielt zusammen zum Wohle aller. Das war das Zuhause, das ich liebte, doch ich habe es nun für immer verloren.